



Gott Amor.

Eine Geschichte für Jungfrauen und Solche, die es gern sein möchten, von W. D. v. F.

(Fortsetzung.)

„Nur die Hände?“ rief der Professor erschreckt. „Tunge, die liebt Dich nicht“, sprach sachverständig der Doktor.

„Ihr solltet sie einmal sehen, wenn sie glaubt, ich bemerke es nicht“, rief der Lieutenant und sein schönes Gesicht sah noch schöner aus, „wie sie mich dann betrachtet, so eigen — dann aber hat sie gleich einen abfälligen Scherz bei der Hand. Wir werden keine leidenschaftliche Ehe führen, hoffe ich,“ und dabei senkte er.

„Kinder“, rief der Doktor, „ich will nicht hoffen, daß der Junge im Begriff ist, sich unglücklich zu machen. Erinken wir darauf, Kinder —“

„Auf meine Beständigkeit“, fiel ihm der Lieutenant ins Wort. „Hätte mich das kluge Geschöpf nicht eher weg, als ich selbst! Keine ja meinen Flattergeist, wußte aber diesmal doch nicht, was mich so stachelte. Hals über Kopf hineinzuliegen, in die Ehe nämlich. Sie sagte mir es auf den Kopf zu. „Gerade deshalb nicht“, sagte sie, „warten wir ein Jahr und betrachten wir den Brautstand als nichts Anderes, als was er ist, als eine Prüfungszeit.“

Der Doktor schüttelte den Kopf. „Ueberrall schlägt sie mich mit meinen eigenen Worten. Hätte mir's, als wir ankündigten, schon so hübsch ausgedrückt, ihr mit meiner Ausrichtung vor Feder und Tinte zu imponieren. Womit empfängt sie mich? „Liebster, ein aber dürfen Sie mir nicht übel nehmen — schreiben thun wir uns nicht — ich bräuche nie einen Liebesbrief zu Stande. Haben wir uns einmal etwas Nützliches mitzutheilen, so wählen wir Postkarten. Im Uebrigen begnügen Sie sich mit der Widmung unter meinem Bilde hier. Das ist das Beste, was ich Ihnen zu wünschen weiß.“ Seht her!“

Er nahm das Bild aus seiner Umhüllung, und ein zierliches, festes „Bon jour, mon ami!“ tanzte den Freunden entgegen.

Der Doktor schüttelte den rothen Kopf. „Die muß langweilig sein, Lieutenant, nim mir's nicht übel!“ „Nicht die Spur“, versicherte der Brautkopf, „ganz im Gegenteil. Keine Meinung habt Ihr davon, wie sehr man immer auf dem Quo vivo mit ihr zu stehen hat; jeden Tag hat sie eine neue Schmelerei in Vertheilung. Soviel geundnen Menschenverstand und guten Humors hätte ich dem schwachen Geschlechte wahrhaftig nicht zugestanden. Wahre Zungenbuelle sind unsere Unterhaltungen. Bald geht's deutsch, bald französisch, englisch, italienisch her; selbst in das uns Männern reierwirte lateinische Gebiet folgt sie mir mit kleinen, allerliebsten Redensarten, die sie weiß der Teufel wo her hat; sie behauptet von mir selbst. Ihre Auffassungsgabe ist wahrhaft bewundernswürdig; ich würde mich gar nicht wundern, wenn sie eines Tages türkisch oder galdisch käme.“

„O, eine Gelehrte“, sagte der Professor beziehungsvooll. Der Doktor fraute sich hinter den Ohren. „Tunge, Junge, die wird Dir un bequem werden.“

„Ein Wändchen wird sie mir nicht anfüttern, das glaube ich selbst“, lachte der Marschall, „aber lehren thut sie mich in aller Form, wie man Einer sein Leben lang treu bleiben kann. Stözt an, die Treue soll leben!“

„Stözt an, Kinder“, rief der Doktor, „unser Bräute, sie leben hoch!“

Saß ein Dutzend Gläser wurde bei diesem Toast geleert; der kleine Bogenpanner lachte vergnügt von der Decke herab.

„Und nun, Kinder, unser Ghestandsprogramm“, rief der Soldat, „— Punkt eins: Der Mann soll des Weibes Herr sein. Punkt zwei: Das Weib soll ihm dienen, gehorchen, ihn lieb und werth halten. Punkt drei —“

„Das Weib soll des Mannes Schatz sein“, unterbrach ihn der Professor mit glänzenden Augen. „Punkt vier: Der Mann soll das Weib als sein Höchstes lieben und ehren —“

„Er kommt unter den Pantoffel“, nickte der Doktor, „ärmer Kerl!“

„Punkt fünf: Mann und Frau sollen treue Kameraden auf dem Kriegspfade des Lebens sein“, rief der Lieutenant. „Auch Du mein Sohn Abjalon!“ nickte der Dide. „Geht in Euch, Kinder! Punkt sechs: das Weib darf nicht predigen.“

„O“, lachte der Professor glücklich in sich hinein, „das ist ja wohl Vogelgezwirner —“

„Wie der Dialog eines Lustspiels“, fiel ihm der Lieutenant ins Wort.

„Ihr kommt unter den Pantoffel“, söhnte der Dide. Wie ein neidisches Flüstern ging es durch die Reihen und Lindenblättern; schärfer zog der kleine Liebesgott an seiner Sehne.

„Unter den Pantoffel“, söhnte der blonde Niese.

Fünf Sommer hindurch hatten die Rosen und Linden unisono geblüht und der unermeidliche Bogenpanner nutzlos an seiner Sehne gezogen. Auf viel ernste und heitere

Gesellschaft hatte er herabgelächelt; aber die drei erwarteten Freunde waren nicht gekommen.

Als der Tag zum ersten Mal jäherte, waren die Rosen sehr unruhig gewesen. Sie hatten den Südbwind flüstern hören von Brautstand und jungem Eheglück und sich in ihre frischesten Farben geübert; sie glühten „wie Blutstropfen“, sagte der Mond.

Die ganze Nacht hindurch hatten sie den Lindenwipfeln keine Ruhe gelassen. „Seht doch hinein, ob sie noch nicht da sind“, baten sie unaufhörlich. Wir haben es mit eigenen Ohren gehört, wie sie sich das Wort gaben, wiederzukommen. Wo mögen sie nur geblieben sein?“

„Fragt nur den Wind“, sagten die Rosen, „der fährt überall im Lande umher und er kennt sie gut genug; er hat die ganze Nacht ins Fenster gelolaten, als sie hier saßen.“

Der Wind hatte sie gesehen. Unten durch Bühnen war er gefahren. Da sprengte der Eine in glänzender Rüstung, schön wie der Kriegsgott selber, im tosenden Schwermetall einher; da lag der Andere, das rothe Kreuz an Arm auf blutigem Schlagsfeld, blaß wie das Haupt des Sterbenden, das er im Schooße hielt; da wanderte der Dritte durch Tag und Nacht, durch Nacht zu Tag zwischen irdischen Wälsamen von Krankenbett zu Krankenbett. „Ihr seht sie nie wieder, nie wieder“, brausete der Wind. „Drei Feinde lauern dort unten auf frisch-deutsches Männerblut. — Die Kugel, das Fieber, die Cholera.“

Die Kugel, das Fieber, die Cholera — wehmüthig schüttelten die Linden die gelblichenden Häupter.

Die Rosen aber hingen stumm und zitternd an ihren Zweigen — „wie Blutstropfen“, sagte der Mond.

Heut wartete Niemand mehr auf die Freunde. Die Farben des kleinen Bogenpanners waren verblaßt und Blume, Blumen und Sonne schauten fremd auf das beschäbige Paar herab, das im Schweife seiner eigenen Last ihm die kleine Anhöhe zu dem uns wohlbekanntem Gasthause in die Höhe kletterte.

„Wir hätten wirklich nicht hierher gehen sollen, Willy“, seufzte die stattliche Dame, die sich schwer auf den Arm ihres noch stattlicheren blonden Begleiters stützte. „Wer geht bei solcher Hitze ins Gebirge! Und noch dazu an einen Ort, den wir beide, weiß Gott, gut genug kennen. Mit Schreden denke ich an die bei der Hitze unermüdlichen Gewitter; es wird eine nette Erholungsreise werden! Wenn Du mir statt dessen gefolgt und an die See gegangen wärest —“

„Ja, Wiesedden, Du hast recht; unterbrach sie der Blonde, gutmüthig. „Wir kommen ja aber auch nicht des Dries wegen her, na Du weißt ja; wir wollen doch die Freunde treffen — drüben in Frankreich ist's abgeredet, Du weißt ja.“

„Gott, diese ewigen Freunde“, seufzte die Dame und ihre Augenbrauen zogen sich in spitzem Winkel zusammen, „hat man je gehört, daß ein Mann, der fünf Jahre glücklich verheiratet ist, immer noch die Freunde der Frau vorzieht —“

„Donner und Doria!“ fiel der Dide ihr in die Rede.

„Ach Gott, Willy“, klagte sie und hielt sich die Ohren zu.

„Habe ich Dich erschreckt, Wiesedden? Ja, ja, was für einen rohen Stellen Du zum Wanne hast! Macht Alles das Kriegsgeloben, Kind. Du gewöhnst es mir wieder ab, nicht?“

Er faßte sie unter das Kinn und sah ihr herzlich in die dunklen, runden Augen.

Sie lachte. „Es ist aber doch wirklich schauderhaft heiß, Willy —“

„Na, Wiesedden, wenn mein Stod lang genug wäre, um die heimtückische, alte Pechspanne da oben herunter zu holen, schon in meinem eigenen Interesse thäte ich es, weiß Gott!“

Und er sah mitleidig auf seinen linken, mit Tüchern bespachten Arm.

„Armer Willy“, sagte sie bedauernd, „wir hätten lieber das Tuch im Hotelwagen lassen sollen.“

„Na, Wiesedden, Du meinst ja, Du wärest zu heiß und bei dem kalten Luftzug hier oben — er sah sie redend von der Seite an —, na nichts für ungut, Wiesedden, ich trage es gern.“

„Donner und Doria!“ rief er, nachdem sie eine Weile stillschweigend weiter gegangen waren.

(Schluß folgt.)

Ein neugriechischer Reisender.

Von Alfred Kubemann.

(Nachdruck verboten.)

Das heutige Griechenland geht im Allgemeinen von den Erinnerungen an seine klassische Vergangenheit. Nur selten dringt ein Hauch eigenen geistigen Lebens zu uns nach Norden, fast gar nicht die Kunde, daß die strenge Wissenschaft, wie sie dort im Alterthum getrieben wurde, auch heute noch zwischen den Felsenklippen des attischen Festlandes und der sonstigen Inseln des Archipels gedeiht. Erst neuerdings hat ein Grieche, ein Reisender,

viel von sich reden gemacht und die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt des Abendlandes wieder auf Neu-Griechenland gelenkt. Es ist diesem, einem Doktor Potagos, von seinen Landesleuten eine Zeit lang über mißgünstig worden. Als er alle Früchte seiner Reise überunden hatte, und nach Hause zurückgekehrt, den Lohn für sein müthiges Vordringen in das Innere Asiens und Afrikas zu ersten gedachte — zehn Jahre hat er für seine Forschungsreisen gebraucht — wurden ihm seine allerdings oft an das Märchenhafte grenzenden Erlebnisse einfach nicht geglaubt. Erst vor Kurzem sind seine Aufzeichnungen in griechischer Sprache veröffentlicht worden, und es scheint nunmehr, als seien die Jahre des Bekanntwerdens für denjenigen, der gleich Alexander dem Großen den griechischen Namen nach Osten, allerdings in friedlicher Mission getragen hat, vorüber.

Ein romanhafter Nebel umschleht das ganze Leben dieses Doktor Potagos. Er wurde in Peloponnes geboren; sein Großvater war General im griechischen Freiheitskriege. Dieser tapfere Mann glaubte, eine Hellenie in Gestalt eines vom Kreuze Christi geschnittenen Spanes würde ihn unverwundbar machen, er irrte sich aber und mußte trotzdem in's Gras beißen, und während er begraben wurde, demolirten seine Soldaten sein Haus. Der Vater des Reisenden wurde von Räubern ungedruckt. Vetter erhielt seine Erziehung in Paris. In fränkisches Leben genöthigt, litt er, in die Heimath zurückgekehrt, unglücklich unter den politischen Wirren seines Landes, welche sogar alle Bande der Familie lockerten. Ein Neffe legte seinen Onkel das Messer an die Kehle, ein Schwiegerohn beschimpfte seine Schwiegermutter, ein Priester legte einen Meinelid ab. Derartige Schaulspiele ekelten ihn so an, daß er sich entschloß, zu reisen, und zwar zu Zwecken der Wissenschaft. Er schiffte sich demgemäß gegen das Ende des Jahres 1867 in Alexandrette an der syrischen Küste ein mit der Absicht, allmählich den asiatischen Kontinent zu durchschneiden. Als eifriger Sammler von alten Münzen und Schmuckstücken einerseits, andererseits auch bemüht, die Marschroute Alexanders des Großen aufzufinden und zu verfolgen, ließ er sich viel Zeit, und so bauerte es zwei volle Jahre, bis er in die heilige Stadt Mekka gelangte. Der dortige Gouverneur staltete ihn reichlich mit Empfehlungsbrieffen aus, die ihm in Perat, das er zunächst erreichte, von großem Nutzen wurden. Zu dieser Zeit weil umvorbenen Stadt war das Andenken an den großen Alexander, den vermeintlichen Gründer derselben, noch ein so lebendiges, daß er als Grieche bei dem Stättälteren sowohl wie bei den Einwohnern mit offenen Armen empfangen wurde. Potagos erzählt unter Anderem als Beweis für die Anhänglichkeit der Bewohner seines Landes an Griechenland folgende Episode. Es kamen eines Tages drei Eingeborene zu ihm, die ihn feierlich umarmten und sich nach seiner Heimath erkundigten. Sie sagten, sie hätten geglaubt, das Wasser hätte Griechenland längst verschlungen, da sie so lange nichts mehr von dort gehört. Der Eine von ihnen erwählte im Gespräch, er wöhne drei Stadien weit von den Uebrigen. Es ist merkwürdig, daß sich dieser altgriechische Begriff der Entfernung in Asien noch erhalten hat, während er in Neu-Griechenland nicht mehr gebräuchlich ist. Die Beobachtung brachte Potagos so in Erstaunen, daß er ausrief: „Ihr seid meine Brüder!“ worauf seine Besucher antworteten: „Wir wußten es, daher sind wir zu Dir gekommen.“ In Athen erwartete ihn ein gleich herzlicher Empfang, namentlich seitens des damals dort regierenden Emirs Chir-Mi. Dieser zeigte ihm seine Arsenale, seine Stellungen, seine industriellen Einrichtungen, er ließ seine Baharderen vor ihm Tänze aufführen und firtit mit ihm über Astronomie, Philosophie und Arzneikunst. „Es ist merkwürdig“, sagte dieser vielseitige Fürst zu Potagos, „daß Du, trotzdem Du ein Grieche bist, wie ein Franke von der Schwere der Luft sprichst, während wir Plato und Aristoteles verheeren, als wenn wir Griechen wären.“ Chir-Mi verurtheilte, Potagos von der Weiterreise zurückzuhalten. „Wenn Du jenseits des Hinduh-Kuh kein wirst, bist Du verloren. Wer kennt dort noch Griechenland?“ Als er sah, daß Potagos entschlossen war, seine Reise fortzusetzen, hat er ihn, sich wenigstens als Perer auszugeben, keineswegs aber als Engländer oder Russe, zwei in jenen Gegenden gleich gehaßte Nationen. Gleichzeitig überreichte der Emir ihm noch 100 Stück Goldes, ein Geschenk, dem Potagos später sein Leben verdanken sollte.

Die Besorgnisse Chir-Mis schienen nicht gerechtfertigt, denn noch eine lange Zeit hindurch verschaffte seine griechische Abstammung Potagos freies Geleit und freundschaftliche Aufnahme. Auch in Badakshan, mit dessen Könige er auf die Jagd ging mit Bogen und Pfeil, fand er noch Spuren griechischen Lebens. So heißt eine Gegend daselbst noch: „Apt-Kon-Baudi nim najamit skender mezat a Platonn“, auf deutsch: „Die sieben geschlossenen Berge, bewohnt von den Wälsamen Alexanders, welche den Lehren Platos folgen.“ Eines der besten Nationalgerichte wird „madjonn a Platonn“ genannt, „die Stärkung Platos.“ Potagos verfolgte dann den Druß bis zur Quelle und hatte in Dnyathan zum letzten Male Gelegenheit, von den großen Erinnerungen seines Geburtslandes sprechen zu können. Der dortige König Kei-Mly erklärte ihm während eines Disputes rundweg: „Plato hat es nicht nöthig,

verbessert zu werden, denn er ist es, der die Welt regiert.“ Er behaute feiner Jacob-Khan, den Gründer des einträglichen Kaiserreichs von Tartar, welches Ho-Tsin-Tang bald darauf vernichtete und kam, seine Schätze stetig vermehrend, bis Wlata in Mongolien. Hier begann sein Unglück. Die chinesischen Gewaltthäter nahmen ihn gefangen und hätten ihn auch wahrscheinlich getödtet, wenn es ihm nicht gelungen wäre, seinen Peinigen zu entkommen. Er rettete nur jene 100 Goldstücke des Chir-Ali, mit deren Hilfe es ihm nach einer abenteuerlichen Reise gelang, die sibirische Grenze und dann St. Petersburg zu erreichen. Seine Sammlungen im Werthe von 3 Mill. Francs blieben dagegen in den Händen der Chinesen. Seine Erzählungen fanden in der Hauptstadt Rußlands nicht den mindesten Glauben. Als er den Baron Dien-Saden, den derzeitigen Vertreter Gortschakoffs bat, seine Sammlungen von China zu reklamiren, antwortete dieser ihm lachend: „Wir wollen es thun, aber China wird nicht antworten. Erwarten Sie nicht, daß wir dann Jhre-wegen China den Krieg erklären werden.“ Der griechische Gesandte in Petersburg erklärte ihm gerabuz, daß er ihm nicht ein einziges Wort glaube. Derselbe bittere Erfahrung machte er später in Athen, so daß er gekränkt sich nach Salonichi zurückzog und sich dort der ärztlichen Praxis widmete.

Er hielt indeß, an Aufregungen und Abenteuer gewöhnt, die Unthätigkeit und das sich ihm in Salonichi bietende tägliche Einzelien nicht lange aus. Er machte sich also noch einmal auf den Weg nach Asien. Da ihm die englischen Behörden in Indien die Weiterreise verboten, so trat er von den persischen Gafen Bender-Abassi aus den Landweg nach Kabul an. Er fand Chir-Ali zwar noch sehr freundschaftlich gesinnt, aber nicht mehr so zuvorkommend wie fünf Jahre zuvor. Die Aufstände im Lande und die Konflikte mit England, die bald darauf zum Kriege führten und auch Potagos fernere Reise verhinderten, hatten ihn gegen die Fremden mißtraulich gemacht. Potagos selber sich ein, daß sein Auftreten in Kabul ebenfalls ein Grund zum Kriege der Engländer gegen Chir-Ali geworden ist. Aus welchem Grunde er das meint, ist nicht ersichtlich. Im Jahre 1876 verließ Potagos Asten und begab sich nach Afrika, den Nil und Dar-el-Ghazal hinauf. Doch auch hier leuchtete ihm kein Glückstern. Eine abermalige kostbare Sammlungen, die er einem Freunde anvertraut, fielen in die Hände eines Griechen, der sie alle feinen veräußerte. Eine große Summe Geldes, die er seinen Verwandten in die Heimat sandte, um sie für sich selber aufbewahrt zu wissen, wurde von diesen vergeudet. Alle diese Unannehmlichkeiten raubten ihm die Lust zu ferneren Reisen. Aber die Unantbarkeit der Menschen ging noch weiter; denn, nach Athen zurückgekehrt, verbiethen sich die griechische Regierung und seine Landsleute noch ablenkender seinen Erlebnissen und Forschungen gegenüber als früher.

Das sind in knappen Zügen die allerdings wunderbar erscheinenden Fahrten, die Potagos überwunden hat. Seine Schriften enthalten aber jedenfalls viel Neues über die Länder, die er durchzogen, denn mehrere angesehenen Mitglieder der Pariser Akademie der Wissenschaften sind dabei, eine Uebersetzung verbiethen in das Französische vorzunehmen.

Die Feige.

Der Herbst ist da mit seinem reichen Obstsegne. Der Nordländer muß sich mit Aepfel und Birnen begnügen, dem Südländer wirt der Herbst süßere Früchte in den Schooß. Eine bedeutende Rolle in der Fruchtzeit des Südens spielt die Feige, deren Haupterntezeit augenblicklich da ist.

Der Ursprung des Ficus carica ist unbekannt, sein Auz ist so alt wie die Welt. Einige Kommentatoren der Vulgata, die sich dem klassischen Auzel gegenüber heftig verhalten, behaupten sogar, daß die Frucht, welche Eva auf Veranlassung der Schlange und wider das Verbot verzehrte, eine Feige war, und sie berufen sich darauf, daß geschrieben steht, daß Adam seine Blöße mit einem Feigenblatt deckte. Andere wieder freilich wollen wissen, es sei eine Banane gewesen, weil eine Art Adamsbanane existirt. Wie dem auch sei, der Feigenbaum hat seinen dichten, dunkelgrünen Blattwerk ist sicherlich der Baum der biblischen Landschaften. Der felsige Boden Kleinasiens und der wolkenlose Himmel jener Gegenden waren ihm zuträglicher als jedem anderen Fruchtbaum. Und so wird er denn auch in hebräischen Schriften häufig erwähnt.

Uebrigens wächst der Feigenbaum von selbst in allen heißen Ländern der alten Welt, namentlich sind ihm die Küsten des Mittelmeeres günstig, und im südlichen Frankreich, in Italien, Griechenland, Kleinasien und Algerien steht die Feigenerte in ihrer Bedeutung hinter der Wein- und Olivenerte nicht zurück. Der Anbau des Feigenbaumes war schon in alter Zeit bekannt. Denn Paladius, der im vierten Jahrhundert schrieb, sagt, daß zu seiner Zeit die Zahl der Feigenarten schon unübersehbar war. Im Großen und Ganzen unterscheidet man drei Hauptarten: die gelben oder fetten Feigen, die weißen oder Marzeller und die violetten. Die letzteren können auch in Gegenden mit niedrigerer Temperatur angebaut werden. Sie kommen auch bei uns zur Reife.

Bei den Alten, welche die südlichen Gegenden Europas bewohnten, haben sich die Feigen einer Werthschätzung erfreut, die zuweilen die Bewohner der nördlichen Gegenden in Verwunderung setzte; Feigen essen war für sie ein Grundzug eines reichen und süßigen Lebens. Einige Geschichtschreiber versichern, daß bei den Angriffen des Zerges auf Griechenland der Wunsch mitwirkte, ein Land zu besitzen, welches Feigen erzeugte. Nach Plutarch und

Plinius warf Cato der Aeltere, um die Römer zum dritten punischen Kriege anzureizen, prächtige afrikanische Feigen in die Senatsversammlung, die er in einer Falte seiner Toga verborgen gehalten, und in rascher Auslösung der Bemüderung, welche diese Früchte hervorriefen, rief er: „Das Land, welches diese Früchte erzeugt, ist von Rom aus zu Schiff in drei Tagen zu erreichen. Dies ist die Entfernung, die uns vom Feinde trennt.“ Die Senatoren beschloßen den Krieg, der durch die Einnahme von Karthago entschieden wurde.

Diejenigen, welche nicht Zeuge davon waren, können sich nur schwer eine Vorstellung von der Bedeutung machen, welche die Feige für die Ernährung der Völker des Südens besitzt. Mehrere Monate des Jahres hindurch hat die grüne Feige einen nennenswerthen Antheil an der Kost aller Einwohner. Sie sieht überall in Fülle den Bedürftigen zur Verfügung und, in der Zeit der Feigen giebt es keine Armen. Die Römer verzehrten übrigens die Feigen in ungläublichen Massen. Kaiser Claudius Albinus soll deren 500 zum Frühstück gegessen haben und Plato giebt ihrer zu Duzenden bei seinen Mahlzeiten.

In Blätter gehüllt und sorgfältig in Körbe verpackt, können die Feigen weithin verschickt werden. Aber sie halten sich nicht viel länger als eine Woche. Um der Fäulnis vorzubeugen, ist es üblich, die Feigen da, wo sie im Großen angebaut werden, zu trocknen. Sie werden zu dem Zwecke auf ein trockenes Schilfgeschloß gelegt und der Sonnenhitze ausgesetzt oder, wenn das Wetter regnerisch ist, im Ofen gedrrt. Ist dies geschehen, so werden sie plattgedrückt und vorsichtig in Holzstücken mit wasserriechenden Blättern untermüht, aufgeschichtet.

Trocknete Feigen bildeten früher für die Griechen einen der wichtigsten Zweige des Exporthandels. Sie wurden auf den Märkten Belasians verkauft und sie nahmen auf der Tafel der persischen Herrscher einen hervorragenden Platz ein. Die Feigen enthalten Stiek- und Kohlenstoff und eine Menge krystallisirbaren Zuckers. Daraus erklärt sich auch die große Quantität von Branntwein, die auf den kanarischen Inseln und im griechischen Archipel aus Feigenaft erzeugt wird. In Italien fabrizirt man sowohl eine Art Wein und auch Essig daraus.

Die Feigen bilden ein gesundes und nährendes Nahrungsmittel. Die Römer glaubten, daß sie Fett ansetzten und sie fütterten deshalb ihre Hausthiere, deren Gewicht und Fettgehalt sie vermehren wollten, damit. Das ist nun aber eine Uebertreibung, in Wirklichkeit verleiht der Genuß von Feigen kein Emboypoint. In der Arzneiwissenschaft werden sie als ein linderndes Mittel verwendet.

Gewisse Feigen sollen nur gegessen werden, wenn sie ganz reif sind. Dnedem sind sie unverdaulich und können Diarrhoe verursachen. Weis sind sie, wenn der bei unreifen Früchten vorhandene herbe und milchige Saft sich in eine klare, zuckerige Flüssigkeit umgewandelt hat, wenn sie die Farbe angenommen haben, die jede Varietät unterscheidet, und wenn sie weich und fleischig geworden sind und herabhängen.

Der Saft der Knospen und Früchte des Feigenbaums hat wie Pepsin die Eigenschaft, Fleisch künstlich zu verdauen und es in einer assimilirbaren Stoff zu verwandeln, der in allen Punkten dem Nährstoff gleicht, der in der Chemie den Namen Pepton führt.

Auch die Haltbarkeit der getrockneten Feigen ist eine beschränkte. Unter dem Einfluß der Frühljahrswärme kommen sie in Gährung und werden ungenießbar.

Der Freundesdienst.

Ein Bild aus dem russischen Leben. Es war wenige Monate vor dem Ausbruch des letzten türkischen Krieges, als ein wohlhabender junger Petersburger, Namens T., in heller Verzweiflung in seinem Diarriere lag. Er wollte Feigert werden und war zum zweitenmale in dem vorgeschriebenen Exzimen durchgefallen. Ihm gegenüber hatte sein Freund, der verabschiedete Lieutenant S., Platz genommen und versucht mit Scherz und Ernst, den Durchgefallenen zu trösten.

„Wenn Dir's recht ist“, warf er achlos hin, „dann will ich's einmal für Dich versuchen.“ Dieses zuerst im Scherz hingeworfene Wort zündete in T.'s Seele. In allem Ernste beschloßen die Freunde folgendes: S. sollte sich, mit T.'s Papieren versehen, nach einer größeren Garnisonstadt Südrußlands begeben, die vorgeschriebene Prüfung ablegen, in ein Dessauer Regiment eintreten und sich darauf nach Petersburg versehen lassen, wo die Wiederverwandlung bei einigem Glück mit Leichtigkeit vor sich gegangen wäre.

Gesagt, gethan. S. fährt unter T.'s Namen nach dem Süden, während T. mit S.'s Papieren versehen in Petersburg verbleibt.

Nach zwei Wochen erhält T. folgende Nachricht: „Alles geht vortreflich, das Examen ist bestanden ich bin ins . . . Infanterieregiment aufgenommen und habe bereits die nöthigen Schritte gethan, um nach Petersburg versetzt zu werden.“ — T. ist außer sich vor Freude und kann dem Freunde im Herzen nicht genug danken.

Wenige Wochen vergehen — da wird den Türken der Krieg erklärt. Unmittelbar nach Erlaß des kaiserlichen Manifestes schreibt S. an T.: „Leider ist meine Versetzung nach Petersburg unmöglich, der Krieg ist erklärt, unser Regiment überschreitet in nächster Woche die Donau.“ Wie ein Blitz vom heiteren Himmel fährt diese Nachricht auf den armen T. herab.

Zwei Monate später langt dem Kriegsgenoffen bei dem armen T. in Petersburg ein Telegramm an: „Sch bin wegen bewiesener Tapferkeit vor dem Feinde zum

Offizier ernannt!“ — Ein Sympotropsen in den Verwundtheber.

Der Krieg mit seinen Schrecken zieht sich in die Länge. In den Blutbädern vor Plewna kämpft S. — immer als Lieutenant T. — wie ein junger Löwe, wird schwer verwundet und erhält das St. Georgskreuz.

Zu langer Erwartung vermisst T. in Petersburg diese Nachrichten. Wie, wenn sein Freund an der Verwundung stirbt? Dann wäre er dazu verurtheilt, sein Lebenlang unter falschem Namen auf Erden zu wandeln.

Aber S. stirbt nicht. Er wird geheilt und erhält, da seine Gesundheit noch schwankt, einen leichten Posten bei der militärischen Verwaltung in Kischinew. Da bekommt T. eines Tages die Hiobspost: „Sch bin im Uebrigen ganz wohl, doch hatte ich das Unglück, 2000 Rubel an Kronsgeldern im Kartenpiel zu verlieren. Die Untersuchung ist im Gange.“

Panischer Schreden bemächtigte sich T.'s. In aller Eile treibt er die genannte Summe auf und schickt sie dem fatalen Freunde, von dem er denn auch bald zu seinem größten Vergnügen davon benachrichtigt wird, daß alles niedergeboren sei. Sein guter Name ist vor einem schmählichen Schandfleck bewahrt.

Der Krieg ging seinem Ende entgegen, und T. lag hangend und bangend dem Augenblick entgegen, wo S. endlich nach Petersburg kommen würde. Freilich, wie sollte er die Rolle eines Helben von Plewna spielen? Mit welchen Gefühlen Uniform und Georgskreuz vor den Menschen tragen? Der Kopf schwindelte ihm bei diesem Gedanken.

Dazu kam von S. viele Monate hindurch keine Nachricht. Endlich — der Friede von San Stefano und der Berliner Kongreß waren bereits geschlossene Thatsachen — langte ein Brief von S. mit folgendem Inhalt an: „Lieber T.! — Ich bin seit Kurzem verheirathet und erwarte Vaterfreuden. Es ging nicht anders, die Ehre gebot mir, so zu handeln, wie ich gehandelt habe. Meine Frau weiß nichts von unsem Geheimniß.“

T. war der Verzweiflung nahe. Auch er liebte ein Mägdlein, das er heimlich wollte, sobald sein Freund zurückgekehrt wäre und ihm seinen Namen zurückgeben hätte — nun war der schöne Zukunftsraum in Dunst aufgelöst.

Ein halbes Jahr später kloppte es an T.'s Wohnung und herein trat S., gefolgt von seiner jungen Gattin, die einen Säugling im Arme trug.

„Ich habe die Komödie satt“, sagte er kurz, auf den erlesenden T. zusehend und die Uniform mit dem Georgskreuz ausziehend. „Hier ist Dein Offiziersrock, hier Deine Gattin und hier — Dein Sohn.“

Schreckliche Szenen folgten. Die junge Frau wußte noch immer nichts von dem unglücklichen Dupiquo: sie verfiel infolge der glücklichen Ereignisse in Jremit und starb nicht lange Zeit darauf. Ihr Kind gab T. seinen Eltern zur Erziehung, S. aber machte sich aus dem Staube.

T. reichte seinen Abschied ein und erhielt ihn, ohne daß das Regiment den Betrag entdeckte. Halb unter seinem, halb unter des Freundes Namen lebte er nun ein trauriges Amphibienleben weiter. Aber es ergaben sich so viele Verwicklungen aus diesem unglückseligen Doppelleben, daß er das letzte, gestricheltste wagte und sich selber den Gerichten übergab.

Dieser sonderbare Fall wird in der nächsten Gerichtsperiode vor den Petersburger Affisen zur Verhandlung kommen.

Mannigfaltiges.

Würfelsprung von Selma W.

	le	blei			
fal	de	schick	he	und	er
neß	je	de	trei	sich	se
je	nicht	ei	le	wo	wer
der	al	daß	je	er's	nicht
er	he	wie	für	steh	der

Charade.

Ich bin gewiß die Erste nicht Doch als ich sie liebte. Da war es um mich armen Wicht Mit einem Mal geschick.

Verwirrt hat jede Zweite mir Ihr trübend Augenpaar. Und was ich hab gelobt zu ihr, Das Ganz — ach — es war.

Scherz-Domonym von Berthold Arnau.

Hüßig werden sie geliebt Wie auch andre gute Sachen — Romwärts kommt, wer sie zumüht Dit und tief verliert zu machen.

Lösungen aus Nr. 42.

1. Silbenaufgabe: Dichenas, Orange, Kessel, Zi, Balen- kus, Emma, Raber, Rahit, Abu. (Donzetti — Bellario) — 2. Domonym: Saue. — 3. Logogriph: Herz, Erz, Keth. — 4. Räthel: Armda — Jda.

Correspondenz.

M. Richter in S. C. S. 7. Weber Alles richtig. Familie Krüger, Sor- tenia richtig in S. Mein Wäuer, Supp Steiner, Chin Kranz in C., An- tonia Eesbach in J., Robert Diekmann 1 2 3 richtig. Carl Wilmshoff, W. S. Selma W. 1 3 richtig. Oskar Kerschler, S. Jünger 3 richtig. Emil Breiting, Wied zu bringen sein, doch sind einige Abänderungen nöthig.